

Ein "Schwarzkünstler" als Neuzuzüger vor 50 Jahren

Autor(en): **Bucher, Oskar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **60 (1986)**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-558949>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein «Schwarzkünstler» als Neuzuzüger vor 50 Jahren

Unbekanntes Aarau

Am 23. September 1936, das war ein Mittwoch (Abergläubische warnten schon immer vor einem Stellenwechsel an einem solchen Wochentag), war ich nachmittags aus dem Zug gestiegen und hatte – um es geschwollen auszudrücken – erstmals «meinen Fuß auf Aarauer Boden gesetzt». Ich kannte Aarau nicht. Dieses Nichtkennen stellte ich auch bei einer Großzahl meiner Innerschweizer Landsleute fest, ausgenommen diejenigen, die in Aarau als Rekruten oder als Turner und Schützen an einem «Eidgenössischen» weilten. Baden, Muri, Wohlen waren bekannter, lagen der Innerschweiz auch näher. Dem Aargau hätte schon in dieser Zeit eine rührige «Public relation» und damit eine Aufwertung seiner damals 12 400 Einwohner zählenden Hauptstadt gutgetan.

Also: Ich kannte Aarau nicht, wußte nicht einmal, ob es an der Bahnlinie vor oder nach Brugg lag, und war aus Mangel an Geographiekenntnissen bereits in Baden aus dem Zug gestiegen. Im letzten Augenblick schob mich der Kondukteur, der sich an mein Billett erinnerte, vor der Weiterfahrt in den Schnellzugwagen und orientierte mich etwas mitleidig, daß zuerst noch Brugg, dann Aarau komme. In Aarau klärte mich ein auskunftsbereiter Einheimischer auf, wie und wo die Kasinostraße zu finden sei. Und so trappelte ich, mit 22 Jahren erstmals «in der Fremde», mit

meinem Kofferli als Neuling in Aaraus Straßen durch die Bahnhof- zur Kasinostraße. Genauer gesagt zum Haus Kasinostraße 36, wo sich die Druckerei «Neue Aargauer Zeitung» befand. Ich hatte dort die Stelle eines Maschinensetzers anzutreten.

Stellenantritt unter Risiko

Die Woche zuvor machte mich mein Prinzipal in der Innerschweiz darauf aufmerksam, daß in der Buchdruckerzeitung die rare Stelle eines Maschinensetzers ausgeschrieben sei und das möglicherweise eine Chance böte, in der stellenarmen Krisenzeit zu einem festen Arbeitsverhältnis zu kommen. Denn in der Innerschweiz, wo ich aufgewachsen und nach den beiden Lehren als Hand- und dann als Maschinensetzer zu einem versierten «Jünger Gutenbergs» avanciert war, versah ich nur eine Aushilfsstelle. Ich machte meinen Prinzipal darauf aufmerksam, daß im Inserat der Vermerk enthalten sei: «Nur Gewerkschafter werden berücksichtigt.» Als «Gewerkschafter» wurden Berufsleute bezeichnet, die in der kleineren prinzipalfreundlichen christlichen Berufsorganisation beheimatet waren und von den Mitgliedern der weit größeren Konkurrenzgewerkschaft mißbilligend als «Gelbe» bezeichnet wurden. Ich aber gehörte dem mitgliederstarken und wohlorganisierten

«roten» Typographenbund an. Mein Prinzipal meinte, die «Typographia», wie mein Verband hieß, sei doch eine Gewerkschaft und ich folglich ein Gewerkschafter. Von dieser Logik halbwegs beeindruckt, schrieb ich eine Offerte. Am 22. September erhielt ich ein Telegramm, das ankündigte, daß ich die Stelle in Aarau bei der «Neuen Aargauer Zeitung» am 24. September antreten könne. Ich kannte die Firma ebensowenig wie die Stadt Aarau. In der Unbekümmertheit oder im Optimismus meiner 22 Jahre lockte mich die feste Stelle. Ich hatte einen für die damaligen Innerschweizer Verhältnisse nicht bescheidenen Wochenlohn von 100 Franken gefordert und im Telegramm auch zugesichert erhalten. Was meinen Prinzipal zur Bitte veranlaßte, meinen Innerschweizer Kollegen nichts von der Höhe dieser Lohnsumme zu erzählen, da sie alle um einiges darunter angestellt waren.

Maschinensetzer fühlten sich zu diesen Zeiten als Elite des Druckereigewerbes. Ihre Vereinigung wurde denn auch von den übrigen Berufsangehörigen – den Handsetzern, Korrektoren und Druckern – vielfach als «Lackstiefelparte» bezeichnet. Ein Maschinensetzer hatte nach der vierjährigen Handsetzerlehre noch eine zusätzliche halbjährige Lehrzeit an der Maschine mit Abschlußprüfung zu absolvieren. In der Regel wurden gute Sprachkenntnisse, Fertigkeit im Bedienen der Klaviatur, mechanische und elektrische

Kenntnisse verlangt. Als Gegenleistung waren die «Lackstiefler» vertragsmäßig in der Entlohnung höher eingestuft, und ihre wöchentliche Arbeitszeit betrug statt 48 schon damals nur 44 Stunden.

Unterkunft im heute nicht mehr existierenden «National»

Nun also war ich in Aarau, stand vor dem kleinen gelben Gebäude der «Neuen Aargauer Zeitung» an der Kasinostraße, in dem anderntags meine Wirksamkeit beginnen sollte. Fast vis-à-vis befand sich das Restaurant «National», an dessen Fensterscheibe ein Schild mit der Anpreisung eines Mietzimmers hing. Mit dem Wirt respektive seiner Frau, die mir auf Grund ihres resoluten Wesens «die Hosen anzuhaben» schien, wurde ich in Berücksichtigung der Nähe des Arbeitsortes und des Hinweises auf der Speisekarte, daß Wirt Walter Moser auch Küchenchef sei, über Miete und Pension handelseinig.

Hund als Tischgenosse

Wirt Walter Moser war ein leutseliger Mann, seine Eehälfte eine gute Geschäftsfrau, die Speisekarte nicht nur reichhaltig, sondern das Essen vom Chef auch stets gut zubereitet. Mit einer Eigenheit des Wirtes vermochte ich mich allerdings nicht zu

befreunden. Er besaß einen rassenreinen, schon etwas älteren Boxerhund, dem er sehr zugetan zu sein schien. Denn der durfte während der meisterlichen Mahlzeiten auf dem Stuhl neben dem Chef «Einsitz» nehmen. Das schien die Eblust des Hundes anzuregen. Das Wasser, das ihm darob im platten Mund zusammenlief, troff ihm jeweils – für mich weniger appetitlich – als Speichel auf beiden Seiten seiner breitgezogenen Schnauze.

Das «National» schien sich trotzdem eines guten Zuspruchs auch seitens gewichtiger Geschäftsleute zu erfreuen. Schon am ersten Abend meines Etabliertseins wies mich die Serviertochter auf verschiedene Stammgäste hin, so unter anderem auf den Konditor Brändli, den Bierdepothalter Ernst, den Instrumentenmacher Hirsbrunner und den «Schaagi» Staub. Der Letztgenannte sei der Geschäftsführer der «Neuen Aargauer Zeitung», also mein zukünftiger Arbeitgeber, wobei sie mich bei der Nennung des Namens etwas mitleidig anblickte. Dieser Schaagi Staub war ein kleiner rundlicher Mann und mit einer blanken Glatze.

Arbeitsbeginn

Und diesem Schaagi stellte ich mich am Morgen des 24. September, das war ein Donnerstag, als Maschinensetzer vor. Er war in seinem weißen Berufsmantel etwas

kurz angebunden und ließ mich durch seinen Büroangestellten in die Stätte meiner Wirksamkeit führen. Dort waren 4 Setzmaschinen installiert, wovon 1 Typograph, 2 Linotype, 1 Intertype. Am Typograph, einem Modell, das damals schon etwas veraltet war und mit dem despektierlichen Namen «Heuwender» bedacht wurde, arbeitete stehend ein schnauzbärtiger und, wie mir schien, etwas brummiger älterer Kollege. Er, der stets morgens um 6 Uhr die Arbeit begann und um 14 Uhr beendete, um nachmittags in Biberstein eine kleine Landwirtschaft zu betreiben, erwies sich später als angenehmer, aufrichtiger Kollege, der mit Behendigkeit die vertraglich erforderlichen 4500 Buchstaben pro Stunde um einige hundert überschritt. Für seine durchgehende achtstündige Arbeitszeit hatte er eine vertraglich gesicherte Verpflegungspause zugut, in die er meist Produkte seiner alljährlichen Metzgete mitbrachte. So etwa Würste oder Speck, deren Verzehr ihm einige Zeit Mühe bereitete. Denn er hatte seine Zähne ziehen lassen. Mit den Ersatzzähnen zu kauen, war er noch Wochen nicht gewohnt. So nahm er jeweils sein Gebiß in den Hosensack und süggelte seine Wurst- oder Fleischmocken ohne Beihilfe des neuen Beißwerkzeugs.

An Linotype und Intertype waren pro Stunde mindestens 6000 Buchstaben vorgeschrieben, und zwar nach Abzug von Satzfehlern. Neben besonders Tifigen, die

es auf 8000 oder 9000 brachten, gab es natürlich auch – wie wohl auch in andern Berufen – Leistungsschwache, die Mühe hatten, das geforderte Minimum zu erreichen.

Das Qualitätsbewußtsein wurde damals noch hochgehalten «Hochzeiten» (doppelte Buchstaben oder Wörter) oder «Leichen» (weggelassene Buchstaben oder Wörter) und nicht sinngemäße Trennungen, wie sie leider im heutigen modernen oder industriellen Computersatz tagtäglich in Zeitungen oder Zeitschriften festzustellen sind, waren verpönt und boten Anlaß zu schlechter Qualifikation des Setzers. (Beispiele aus – auch in Aarau erscheinenden – Zeitungen: Mis-strauen, Südo-steuropa, Süda-frika, Tragst-angen, Mietertrag, Schlit-zohr, Ernter-ückstände, Regierungsrat-skandidat usw.) Die Zeitungen erschienen noch ausnahmslos in Fraktur, also in deutscher Druckschrift, und jedem Hand- oder Maschinensetzer und Korrektor war es bewußt, wo das Schluß- oder Rund-s, das Doppel-s, das Scharf-s, das ck, das ch, das tz, das si, das fi, das ff zu verwenden waren. Ganz im Gegensatz zu den heutigen «Grafikern», die über die richtige Verwendung der Fraktur keine Ahnung zu haben scheinen und statt eines langen s ein rundes oder statt zweier langer s oder eines scharfen s ohne Hemmung gar zwei runde s plazieren.

Doch zurück zu meinem Stellenantritt. An den zwei Linotypes saß vor der Klaviatur

je ein junger Kollege. Beide musterten mich anläßlich meiner Vorstellung kritisch. Es stellte sich heraus, daß mit ihnen bereits zwei «Gelbe» im Betrieb Einzug gehalten hatten, und sie – wie auch Schaaggi – erwarteten, daß mit meinem Eintritt nun ein Trio «gelber» Gewerkschafter Wirklichkeit werde. Für mich war die modernere Intertype vorbehalten. Im Druckereibetrieb waren weiter beschäftigt: 4 Handsetzer, 1 Drucker, 2 Einlegerinnen, 2 Hilfsarbeiterinnen, 1 Hilfsarbeiter, je 1 Setzer- und 1 Druckerlehrling, dann 1 Redaktor, 1 Hilfsredaktor, der Geschäftsführer und 1 Büroangestellter/Buchhalter.

Zahltag – Kummertag

Traditionellerweise war je am Freitag Zahltag. Das war in damaliger Zeit in allen Druckereibetrieben für das technische Personal üblich. Und so erhielt ich bereits für Donnerstag und Freitag meinen Lohnanteil von rund 36 Franken. Damit war ich schon etwas finanzkräftiger geworden. Mit der Auslage für mein Bahnbillett nach Aarau reduzierte sich nämlich meine Geldreserve schon erheblich. Denn zu Hause hatte ich stets den ganzen Wochenlohn von 72 Franken abzugeben. Zur freien Verfügung erhielt ich pro Woche jeweils 5 Franken überreicht. Zu einem dickbäuchigen Portemonnaie verhalf dies natürlich

nicht. Das meinige war recht mager, als ich nach Aarau kam.

Am Freitag amte auch der Einzüger der «Typographia» für die Einsammlung des wöchentlichen Gewerkschaftsbeitrages, der sich damals – unbesehen um die Höhe des Lohnes – generell um die 4 Franken bewegte. Von mir werde er wohl nichts erhalten, da ich ja gemäß dem Stelleninserat, das dieser Einzüger kannte, ein «Gelber» sei. Mit runden Augen starrte er mich schreckerfüllt an, als ich ihm eröffnete, daß ich nicht zu den «Gelben» gehöre, sondern «Typographia»-Mitglied sei. Verdattert erkundigte er sich, ob denn der «Schaaggi» das wisse. Wenn nicht, würde es ein Mordsspektakel absetzen, wie ich es wohl noch nie erlebt hätte. Mir würde sicherlich sofort wieder gekündigt, wenn nicht sogar ein Gerichtsfall wegen Irreführung angehängt. Denn der «Schaaggi» mache bei Differenzen jeweils kurzen Prozeß. Er sei muff auf sie alle, die sie der «Typographia» angehörten. Besonders nachdem er einige sich für ihre Rechte wehrende «Typographia»-Mitglieder hinausspediert habe. Nun wolle er nur noch «Gelbe». Das war nun freilich kein glückverheißender Auftakt zu meiner Aarauer Niederlassung.

Am Freitagabend war «Typographia»-Versammlung im «Hirschen». Die Wirtschaft stand dort, wo sich heute die «Epa» befindet. Wirt war dort über viele Jahre der kleine gedrungene August Suter-Steiner. Das Haus war zweigeteilt in den

vorderen und den hinteren «Hirschen». Im vorderen gegen die Hintere Vorstadt ließ sich die allgemeine Kundschaft, im hinteren die sich besser fühlende nieder. Und dort sädelten sich zu ihrer Versammlung auch die Typographen auf den bessern «Hirschen»-Stühlen. Es sprach sich bald herum, daß der «Neue», der ich war, gegen «Schaaggis» Erwartung nicht als «Gelber» engagiert wurde. Wenn ich auch nicht als Held der Versammlung, so doch als Attraktivität galt, war mir gar nicht so wohl in meiner Haut. Ehemals in der «Neuen Aargauer Zeitung» tätig Gewesene tischten mir ihre Erlebnisse mit «Schaaggi» auf. Heldenhaft war mir darob keinesfalls zumute. Aber vorerst ließ ich das Wochenende als Überlegungsfrist vorüberstreichen.

Schaaggi, das Ungeheuer

Während dieser paar Tage wurde mir inner- und außerhalb des Betriebes so viel Abträgliches über meinen neuen Prinzipal zugetragen, daß mir fast der Mut zum Bleiben schwand. Die Kollegen in der Offizin zitterten förmlich vor dem Chef, der die Not der Krisenzeit und die Angst vor Arbeitslosigkeit nutzte. Er drangsalierte sie, entlohnte sie so gering wie möglich, duldete keine Widerrede, hatte in allem recht, brauste und tobte, wenn es nicht nach seinem Willen ging. Einzig

gegenüber dem Bibersteiner Kollegen übte er Distanz, weil dieser einmal anlässlich einer lautstarken Auseinandersetzung, die «Schaaggi» mit vorgehaltenem Kopf zwischen einem Türspalt fortzusetzen gewillt war, das Satzschiff (ein flaches Blech, auf dem die Bleizeilen aufgereiht waren) mit Wucht gegen den belfernden «Schaaggi»-Kopf warf. Seinen Büroangestellten, einen Oberleutnant im Militär, behandelte er wie einen Schulbuben. Schaaggis Frau, ein verängstigtes kleines Wesen, wirkte zu einem Hilfsarbeiter-Stundenlohn in der Ausrüsterei. Kinder hatten sie keine oder keine mehr. Denn es hieß, daß der einzige Nachkomme, ein Knabe, im Alter von ungefähr 12 Jahren in die Aare gesprungen sei, weil er den Despotismus seines Erzeugers nicht mehr aushielt. Die Gewerkschaftspresse hatte zu verschiedenen Malen vor Eintritt in diesen Betrieb gewarnt, was ich allerdings übersehen hatte. Ich hatte mich beworben, war engagiert und befand mich in einer ungemütlichen Lage.

Frankenabwertung als Energiespritze

Am Montag, 28. September, meldeten Zeitungen und Radio den Bundesratsbeschluß über die 30prozentige Abwertung des Schweizer Frankens, wobei allerdings betont wurde, daß im Inland «ein Franken ein Franken» bleibe. (Frankreich ging am

26. mit der Abwertung voraus; in den nächsten Tagen folgten Holland, Griechenland, Lettland, Türkei, Tschechoslowakei und Italien. Die Aufregung des Tages machte ich mir zunutze und er suchte den Schaaggi Staub um eine Unterredung. Ich eröffnete ihm, daß ich nicht ein «Gelber», sondern «Typographia»-Mitglied sei. Das hatte zur Folge, daß «Schaaggis» runder Glatzkopf in Zornesröte erglühte und seine kurze, aber füllige Gestalt fast mit Explosionsgewalt vom Bürostuhl juckte. Das sei eine Frechheit, eine impertinente Unverschämtheit ohnegleichen. Und eine ganze Reihe weiterer massiver Vorwürfe prasselte über mein Haupt. Als er Atem für eine neue Flut von Vorhaltungen schöpfte, tat ich ihm kund, daß ich nun halt eben auf eine Anstellung verzichte. Eine andere Stelle könne ich jederzeit (was geblufft war) antreten. «Schaaggi» war perplex ob meiner Reaktion. In gemäßigerem, aber vorwurfsvollem Ton eröffnete er mir, wenn ich kein Aufwiegler und Kommunist sei, wolle er es mit mir trotz meiner Zugehörigkeit zur «roten» Typographia versuchen. Der Versuch weitete sich zu einem Dauer-Arbeitsverhältnis aus. Überraschenderweise hatte ich nie unter «Schaaggis» Despotismus zu leiden, was vielleicht auf mein unverängstigtes Auftreten zurückzuführen war. Denn nach 14 Tagen wurde ich bei ihm wieder vorstellig, nachdem ich erfahren hatte, daß mein Vorgänger einen weit höheren Lohn,

nämlich 140 Franken pro Woche, erhalten hatte. Ich machte eine Lohnerhöhung anheischig, worüber «Schaaggi» so frappt war, daß er zu toben vergaß und mir eine Verbesserung von 2 Franken pro Woche zugestand ...

Ein halbes Jahr später verließ Schaaggi Staub zur allgemeinen Überraschung und Erleichterung die «Neue Aargauer Zeitung», ließ sich im Glarnerland, wo er herstammte, als Pensionär nieder und ward nie mehr gesehen.

«Neue Aargauer Zeitung» – eine linksfreisinnige Tageszeitung

Redaktor des Blattes war damals Hermann Allemann, der auch als Vertreter des Linksfreisinns und der mit ihm sympathisierenden Jungliberalen Mitglied des Großen Rates war. Er und Geschäftsführer Schaaggi Staub waren einander nicht grün, was dem Betrieb keineswegs förderlich war. Allemann verließ die «Neue Aargauer Zeitung» nach vielen Jahren reger Wirksamkeit im Jahre 1937 und trat in den Redaktionsstab der damaligen «Nation» ein. Er war ein etwas bärbeißiger, breitgestalteter Mann mit einem vernarbten Studentenschmiß auf der einen Wange. Er verhalf der Zeitung durch seine engagierte und unerschrockene Haltung zu einem guten Ruf. Sein Weggang wurde sowohl von den Lesern des Blattes

als auch von Leuten aus allen Parteirichtungen bedauert. Ein «Nachruf» würdigte ihn als «Hecht im Karpfenteich» innerhalb des Großen Rates. Sein Nachfolger wurde Edwin Groß, der bereits seit drei Jahren als Redaktionshilfe amtierte.

Die «Neue Aargauer Zeitung» vertrat als Mittelding zwischen Freisinn und Sozialdemokraten hauptsächlich die Interessen einer Mittelschicht von Angestellten, Beamten und Freierwerbenden. Diese politische und berufsständische Gruppierung war durch Nationalrat Hunziker auch im eidgenössischen Parlament vertreten. In Aarau gab es im Jahr 1936 gemäß damaligem Adreßbuch übrigens volle 54 erwachsene Einwohner mit dem Familiennamen Hunziker. Sie wurden zahlenmäßig nur durch das Geschlecht der Fischer (55), Wehrli (57), Frey (70), Schmid (76) und Müller (119) übertroffen.

Die «Neue Aargauer Zeitung» ging 1946 nach 33jährigem Bestehen als Tageszeitung ein. Es fehlte ihr mit einer Auflage von ungefähr 2000 Exemplaren die finanzielle Tragfähigkeit. Die Umwandlung in eine Wochenzeitung hatte nur ein Jahr Bestand. 1947 stellte auch das mit viel Erwartung gestartete Wochenblatt sein Erscheinen wegen ausbleibenden Abonnentenzuwachses ein. Redaktor Gross wechselte in die «Thurgauer Zeitung» über.

Ausklang

Nachfolger von Schaaggi Staub war ein Julius Trüb (mit dem Aarauer Buchdrucker-geschlecht Trüb nicht verwandt). Ich erinnere mich noch, wie anlässlich der Belegschaftsversammlung im Jahr 1937 der damalige Verwaltungsratspräsident der «Neuen Aargauer Zeitung», Notar Werner Frey, uns den neuen Geschäftsführer voller Lobesworte auf den «tüchtigen, fachlich bestens ausgewiesenen, integren Buchdruckfachmann» vorstellte. Sicherlich: Trüb erwies sich als leutseliger, loyaler Mann, der einen wesentlich humaneren Umgang mit den Betriebsangehörigen als sein Vorgänger pflegte. Nur: Es zeigte sich bald, daß er von Geschäftsführung wenig verstand. Der Betrieb geriet als-gemach in finanzielle Schwierigkeiten. Als nach gut drei Jahren das Unternehmen tief in den roten Zahlen steckte und sich noch herausstellte, daß der Geschäftsführer selbst als Täter eines Einbruchs in den schwind-süchtigen Firmen-Kassenschränk eruiert

wurde, war die Entlassung nicht mehr aufzuhalten.

Sein Nachfolger wurde Erwin Hinden, dessen erste Aufgabe es war, den drohenden Konkurs des Unternehmens mit viel Mühe und Sorge aufzuhalten. Unter seiner Führung begann der Betrieb bald zu gesunden, zumal dann nach sechs Jahren die defizitäre Herausgabe der Tageszeitung fallengelassen wurde. Noch vor dem «Sterben» des Blattes trat ich im Mai 1946 aus der Firma aus. Der Druckereibetrieb fusionierte einige Jahre später mit demjenigen des «Aargauer Tagblattes».

Zur Ehre der Prinzipalschaft der Aarauer Druckereibetriebe sei festgehalten, daß die Zustände in Schaaggi Staubs Wirkungs-stätte eine Ausnahmeerscheinung waren. Das Arbeitsklima in den andern ortsansäs-sigen Firmen (Sauerländer, Trüb, Aar-gauer Tagblatt, Keller, Dengler, Drucke-reigenossenschaft) stach angenehm von demjenigen der damaligen «Neuen Aar-gauer Zeitung» ab.